

Twint ponctionne davantage les petits commerces que Migros et Coop

Application de paiement Les frais retenus font l'objet d'une plainte – sans l'appui des deux géants.

Les Suisses l'adorent. Tant qu'ils ne passent pas derrière la caisse. Marque la plus populaire du pays – devant Zweifel ou Ricola, selon GFK – Twint suscite une révolte grandissante parmi les commerçants.

Enfin, pratiquement tous les commerçants. Les plus gros d'entre eux – Migros et Coop – bénéficient de conditions nettement plus avantageuses de la part de l'application de paiement nationale, révèlent ce samedi nos confrères du «Tages-Anzeiger». Tout comme les CFF.

Un traitement de faveur qui n'étonne guère les petits détaillants interrogés samedi. Face à la montée de la contestation, des né-

gociations avec les représentants du commerce restent «incontournables pour Twint», ajoute Laurent Terlinchamp, président de la Société des cafetiers, restaurateurs et hôteliers de Genève.

La révolte contre le système de paiement par téléphone aux 5 millions d'utilisateurs a été portée en début de semaine par la Swiss Retail Federation, avec plainte auprès de la Commission de la concurrence. Elle accuse Twint d'abuser de sa position. Et d'exiger des frais excessivement élevés – dépassant ceux des cartes à débit immédiat, parfois même des cartes de crédit.

«Accepter les cartes, les apps? Cela dépend du produit et de la

marge que je fais dessus. Elle varie entre 2 et 25% et, contrairement à Migros ou à Coop, ce n'est pas moi qui fixe les tarifs», balaie un commerçant du centre de Genève qui refuse le paiement par Twint.

Une «autre ligue»

«Comme eux, je fais mes calculs, c'est la base du métier pour durer», grince le marchand de journaux. Et si sa marge est faible, comme sur le paquet de tabac à rouler que pointe un client, «je ne vais pas, en plus, en laisser la moitié à Twint», s'agace notre interlocuteur, qui tient la barre depuis trois décennies.

Ni Coop ni Migros ne se sont joints à la plainte déposée de-

vant la Comco. Et pour cause. Selon plusieurs sources jointes par le «Tages-Anzeiger», les géants orange – qui ont commencé à accepter l'application peu de temps après son lancement, en 2017 – bénéficient d'un «accord spécial» leur garantissant des commissions nettement inférieures. Ce serait également le cas des CFF. Aucun de ces grands groupes n'a souhaité faire de commentaire.

«Évidemment que Coop et Migros jouent dans une autre ligue sur les frais de cartes. Là n'est pas le problème», souffle le dépanneur du boulevard de Saint-Georges, à Genève. «Twint n'est pas le premier et ne sera pas le

dernier à ajuster ses conditions en fonction du volume d'affaires, les géants des cartes le font depuis longtemps», note en écho le représentant de la restauration et de l'hôtellerie genevoise.

«Ce qui n'est pas normal, c'est cette façon de fonctionner, qui devient insupportable. Ces applications de paiement ne peuvent être en guerre permanente avec des commerces qui restent... leurs partenaires», poursuit Laurent Terlinchamp. Twint n'est plus ce système balbutiant forcé de prendre des commissions élevées. «Pour être acceptées, il faut que les conditions exigées soient justes», martèle cette figure du secteur.

À ses yeux, la fronde du début de semaine est «un appel de détresse» des commerçants. «Pour l'instant, le ton monte mais, à la sortie, il sera impossible pour Twint de ne pas engager de discussion constructive avec nos représentants au niveau national», poursuit Laurent Terlinchamp. Sinon, «les commerces seront forcés de communiquer à leur clientèle pourquoi ils ne peuvent plus utiliser cette application». De son côté, l'entreprise de paiement assure au «Tages-Anzeiger» qu'elle reste ouverte aux discussions sur les frais.

Pierre-Alexandre Sallier

Angst vor der Konkurswelle

Wegen einer Gesetzesänderung steigt die Zahl der Firmen, die Insolvenz anmelden müssen, massiv an.

Meret Häuselmann

Es ist ein rekordverdächtiger Anstieg: 1136 Firmeninsolvenzen gab es im Juni schweizweit. Das sind rund 400 oder 57 Prozent mehr als im Juni vor einem Jahr. Bereits im Mai waren 300 Konkurse mehr gemeldet worden als ein Jahr zuvor, seit Januar gab es insgesamt 17,6 Prozent mehr Firmenpleiten als im ersten Halbjahr 2024. Diese Zahlen hat der Gläubigerverband Creditreform gesammelt.

Verantwortlich für die Zunahme der Firmenkonkurse ist unter anderem eine Gesetzesänderung bei der Betreibung von Bussen, Steuern und Abgaben (s. Box). Die erfolgte per 1. Januar 2025, ihre Effekte sind in der Statistik aber erst seit kurzem erkennbar. Denn von der Betreibung auf Konkurs bis zur Insolvenz eines Unternehmens können mehrere Monate vergehen.

Verdreifachung der Androhungen

Bogdan Todici, Mitglied der nationalen Konferenz der Betreibungs- und Konkursbeamten, hat mit einer deutlichen Zunahme bei den Konkursen im Juni gerechnet: «Es gab viele Unternehmen, die jahrelang viele, teilweise kleinere, öffentlich-rechtliche Forderungen angesammelt hatten. Die wurden jetzt wohl konsequent betrieben und mussten Konkurs anmelden.» Für ein Fazit zu den nationalen Auswirkungen der Gesetzesänderung ist es gemäss Todici noch zu früh, liegen doch keine aggregierten Zahlen aus den 350 Schweizer Betreibungsbüros vor. Und die Zahlen des Bundesamtes für Statistik beziehen sich jeweils aufs vergangene Jahr.

Aber Einzelfälle zeigen die Dimension auf: So haben sich beim Betreibungsamt der Stadt St. Gallen, dessen Leiter Bogdan Todici ist, die Konkursandrohungen im Vergleich zum ersten Halbjahr 2024 verdreifacht: Von 436 auf 1176 in den ersten sechs Monaten 2025.

Kommt in den nächsten Monaten also eine regelrechte «Konkurswelle» auf die Schweizer Unternehmen zu? «Ich glau-



Steuerschulden können neu zum Untergang führen.
Bild: Getty Images

Das gilt seit 2025

Bis Ende 2024 konnten öffentlich-rechtliche Forderungen wie Steuern, Bussen oder Sozialabgaben nur auf dem Weg der Pfändung betrieben werden. Damit waren die staatlichen Institutionen im Nachteil, etwa wenn im Unternehmen nur wenig beschlagnehmbare Vermögenswerte existierten und die Forderung nicht vollständig gedeckt werden konnte. Damit fiel die Verantwortung, illiquide Unternehmen mittels Konkursöffnung aus dem Verkehr zu ziehen, den privaten Gläubigern zu. Seit dem 1. Januar können nun Steuerschulden ebenso wie Mietschulden zu einem Firmenkonkurs führen. (mha)

be, dass die Zahl der Firmenkonkurse in den nächsten Monaten noch stärker ansteigen wird», sagt Todici. Die Konkurse könnten sich auch die nächsten zwei Jahre auf einem höheren Niveau bewegen. Mittelfristig sei dann wieder mit einer Angleichung an frühere Werte zu rechnen.

«Staat muss mehr Geld in die Hand nehmen»

Negative Auswirkungen der Gesetzesänderung für Unternehmen sieht Bogdan Todici keine. Im Gegenteil: Neu würden illiquide Unternehmen rascher liquidiert und könnten somit den Markt nicht negativ beeinflussen. Das sei zum Vorteil aller Unternehmen. Darüber hinaus sei bis zur Konkursöffnung ein weiterer Weg: «Man erhält mehrere Mahnungen, dann eine Betreibungsurkunde und zum Schluss eine Konkursandrohung zugestellt. Wer die Forderung

dann immer noch nicht bezahlt hat, hat ein Liquiditätsproblem, keine Vergesslichkeit.»

Anders stellt sich die Situation bei den öffentlich-rechtlichen Gläubigern dar. Die Konkursöffnung zieht – je nach

Kanton unterschiedlich hohe – Kosten nach sich. Während private Gläubiger tiefe Schuldbeiträge deshalb häufig abschreiben, ist es theoretisch möglich, dass eine Gemeinde wegen eines Betrags von 20 Franken

den Konkurs eröffnet – und dabei draufzahlt. «Brutto muss der Staat neu mehr Geld in die Hand nehmen, um die Zwangsvollstreckung voranzutreiben», sagt Todici. Bei der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV) heisst es auf Anfrage, man habe im ersten halben Jahr seit dem Inkrafttreten der Gesetzesänderung 5300 Konkursandrohungen ausgesprochen, die Zahl der Konkursöffnungen ist mit 120 deutlich tiefer. Die Kosten dafür beliefen sich in den vergangenen sechs Monaten auf 108'000 Franken – bei ausstehenden Forderungen in einer Höhe von 15,6 Millionen Franken.

Wie viel davon das ESTV durch den Konkursweg tatsächlich erhalten wird, ist offen. Denn: Bei einem Konkurs werden die noch vorhandenen Vermögenswerte in drei Gläubigerklassen zurückbezahlt. Die Lohnforderungen und Unterhaltszahlungen werden als Forderungen erster Klasse priorisiert, offene Sozialabgaben folgen in der zweiten Klasse. Wenn dann noch Vermögen vorhanden ist, wird dieses an alle übrigen Gläubiger dritter Klasse verteilt – zu der auch Steuerforderungen gehören.

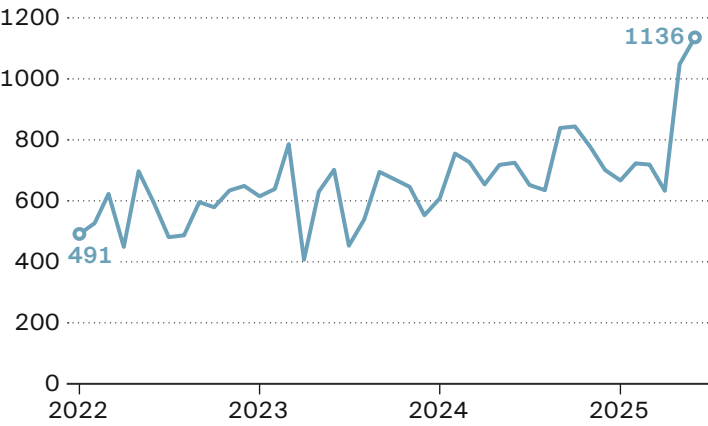
45 Prozent mehr Pleiten als 2022

Ab welcher Höhe des geschuldeten Betrags die ESTV den Konkurs eröffnet, teilt die Behörde nicht mit – man könne keine Angaben zu internen Kriterien machen. Aufgrund des «Paradigmenwechsels» sei darüber hinaus ein direkter Vergleich zu den Vorjahren nicht möglich, ebenso wenig eine belastbare Prognose für den Rest des Jahres.

Klar ist: Das Konkurswesen ist defizitär. Konkursverwaltungen könnten sich nicht allein durch die Gebühren finanzieren, sagt Todici. «Und je mehr Fälle behandelt werden, desto höher ist der Beitrag der öffentlichen Hand.» Der Gläubigerverband Creditreform rechnet für das ganze Jahr 2025 mit rund 10'000 Firmeninsolvenzen. Eine Steigerung um 14 Prozent verglichen mit dem Vorjahr – und um 45 Prozent im Vergleich zu 2022.

Sprunghafter Anstieg der Firmenkonkurse

Anzahl Insolvenzen pro Monat bis Juni 2025



Quelle: Creditreform/Grafik: let

Le bras de fer UE-Trump sur les taxes continue

DROITS DE DOUANE Des réunions d'urgence sont organisées à Bruxelles. La présidente de la Commission européenne annonce prolonger la suspension des mesures de rétorsion visant des produits américains qui devait prendre fin mardi

VALÉRIE DE GRAFFENRIED, BRUXELLES

Le couperet est tombé, mais l'UE espère encore rendre la lame moins tranchante. Donald Trump égraine ses «tarifs punitifs» au compte-goutte depuis plusieurs jours et samedi, c'était au tour de l'UE et du Mexique de connaître leur sort: leurs produits seront soumis à des droits de douane de 30%. Avec déjà une nouvelle menace: si Bruxelles décide de surtaxer des biens américains en représailles, une surtaxe équivalente sera rajoutée aux 30%. L'UE a immédiatement réagi. Les ministres européens au commerce se rencontreront ce lundi à Bruxelles pour affiner leur stratégie. Une réunion des ambassadeurs des Vingt-Sept a eu lieu hier.

Ces droits de douane devraient entrer en vigueur le 1er août, mais le bras de fer est loin d'être terminé. La présidente de la Commission européenne Ursula von der Leyen a réagi en soulignant que des droits de douane de 30% sur les exportations de l'UE «perturberaient les chaînes d'approvisionnement transatlantiques essentielles, au détriment des entreprises, des consommateurs et des patients des deux côtés de l'Atlantique».

Elle veut encore croire à une «solution négociée» et invite à poursuivre le travail pour trouver un accord d'ici au 1er août. «Dans le même temps, nous prendrons toutes les mesures nécessaires

pour sauvegarder les intérêts de l'UE, y compris l'adoption de contre-mesures proportionnées si cela s'avère nécessaire», a-t-elle averti dans un très court communiqué.

Elle a annoncé hier une première décision: les mesures de rétorsion préparées en réaction aux surtaxes visant l'acier et l'aluminium – une liste de produits américains d'une valeur de 21 milliards d'euros à taxer plus lourdement – n'entreront pas en vigueur dès mardi comme prévu après une première suspension, mais à partir du 1er août. Ursula von der Leyen tente la méthode douce et espère encore amadouer Donald Trump. Sans savoir si sa stratégie a la moindre chance de l'infléchir.

«Accélérer la préparation de contre-mesures crédibles»

Elle a annoncé ce report en marge d'une conférence pour se féliciter d'un futur accord de libre-échange avec l'Indonésie après dix ans de négociations. Et n'a pas manqué d'envoyer une petite pique à Donald Trump. «Lorsque les temps sont durs, certains se replient sur eux-mêmes, s'isolent et se fragmentent. L'Europe et l'Indonésie choisissent une voie différente. Celle de l'ouverture, du partenariat et des opportunités partagées», a-t-elle lâché.

Sur X, le président français Emmanuel Macron a exprimé samedi sa «très vive désapprobation» face aux 30%. «Dans l'unité



Ursula von der Leyen estime que les droits de douane de 30% imposés aux exportations européennes, annoncés samedi par le président américain, «perturberaient les chaînes d'approvisionnement transatlantiques essentielles». (BRUXELLES, 9 AVRIL 2025/MARTIN BERTRAND/HANS LUCAS)

européenne, il revient plus que jamais à la Commission d'affirmer la détermination de l'Union à défendre résolument les intérêts européens. Cela implique notamment d'accélérer la préparation de contre-mesures crédibles, par la mobilisation de l'ensemble des instruments à sa disposition, y inclus le mécanisme anti-coercition, si aucun accord n'était trouvé d'ici le 1er août», insiste-t-il.

Emmanuel Macron était jusqu'ici partisan de la méthode forte «zéro taxe contre zéro taxe», alors que le chancelier allemand Friedrich Merz, conscient que l'UE n'arriverait pas à des miracles, appelait à plus de pragmatisme en espérant épargner certains secteurs clés. Touchés différemment, les Vingt-Sept sont divisés et hésitants face à la stratégie à adopter. La ministre allemande récente des sites nucléaires en Iran n'était pas une entrée en guerre de l'Amérique. L'hégémonie doit se réaligner autrement. Pour le géopolitologue Frédéric Encel, il s'agit de «donner une claque sans que le sang ne coule». Qui rappelle: Donald Trump n'est pas isolationniste, mais bien unilatéraliste.

mobile, sidérurgique ou encore la fabrication de machines-outils.

Les Vingt-Sept cherchent désormais surtout à faire passer un message de soutien à la Commission européenne. «L'ouverture économique et le commerce créent la prospérité. Les droits de douane injustifiés la détruisent.

«Nous prendrons toutes les mesures nécessaires pour sauvegarder les intérêts de l'UE»

URSULA VON DER LEYEN, PRÉSIDENTE DE LA COMMISSION EUROPÉENNE

C'est pourquoi nous soutenons et soutiendrons la Commission dans ses négociations en vue de parvenir à un accord avec les Etats-Unis avant le 1er août», a commenté samedi le premier ministre espagnol Pedro Sanchez. Et d'ajouter: «Unis, nous, Européens, formons le plus grand bloc commercial du monde. Utilisons cette force pour parvenir à un accord équitable.»

Donald Trump justifie ces nouvelles taxes en pointant du doigt le déficit commercial des Etats-Unis vis-à-vis de l'UE, qui s'affichait à 236 milliards de dollars en 2024. Il le voit comme une «menace majeure» pour l'économie et la sécurité nationale américaines. «Nous avons passé des années à discuter de nos relations commerciales avec l'UE et nous sommes arrivés à la conclusion que nous devons nous éloigner de ces déficits commerciaux à long terme, importants et persistants, causés par vos mesures tarifaires et non tarifaires et vos obstacles au commerce», écrit-il dans la lettre datée du 11 juillet adressée à Ursula von der Leyen. Selon la Commission européenne, la relation commerciale Etats-Unis-UE représente 30% des échanges mondiaux, avec 1680 milliards d'euros de biens et services échangés en 2024.

Une onde de choc

Le président américain avait en avril évoqué un montant de 20% au lieu des 10% en vigueur, puis, fin mai, il avait menacé d'aller jusqu'à 50%, qu'il comptait appliquer dès le 1er juin. Avant de

repousser l'échéance. Des secteurs sont déjà soumis à une taxe de 25% (automobile) ou de 50% (acier et aluminium). S'il brandit le bâton, il actionne également la carotte. «Si vous êtes prêts à éliminer vos droits de douane, vos mesures protectionnistes et les obstacles aux échanges, nous envisagerons, éventuellement, des ajustements», poursuit Donald Trump dans sa missive.

Le chiffre annoncé samedi a surpris et créé une onde de choc. Le commissaire européen au Commerce Maros Sefcovic s'était rendu à plusieurs reprises à Washington ces dernières semaines pour négocier avec les responsables du commerce américain au nom des Vingt-Sept, les affaires commerciales relevant de la compétence de la Commission européenne. Et les dernières indiscretions laissaient plutôt entendre que Bruxelles s'en sortait bien, avec comme base de discussion un accord asymétrique avec des droits de douane universels américains de 10% et des secteurs épargnés.

Ce n'est pas vraiment ce qui a été annoncé samedi. Mais il reste plusieurs jours jusqu'au 1er août. ■

«L'ordre mondial que le président américain propose est antidémocratique»

TABLE RONDE L'occupant de la Maison-Blanche a suscité des échanges enflammés entre géopolitologues, historiens et grand public à l'occasion du Festival de journalisme de Couthures-sur-Garonne. «Le Temps» y était

MADELEINE VON HOLZEN, COUTHURES-SUR-GARONNE

Couthures-sur-Garonne et son Festival international de journalisme, parrainé par le groupe Le Monde, incarne certainement tout ce que Donald Trump déteste. Des vieilles pierres au charme irrésistible, un fleuve propre à la baignade, des pailles en carton, et des débats, beaucoup de débats sur la démocratie, la liberté de la presse, l'océan à sauver ou la République. Et bien sûr l'ouragan Trump.

Le président américain a bouleversé l'ordre mondial construit en 1945 en un mois et il l'a fait de manière irréversible, lance le géopolitologue Pascal Boniface, sous une tente bondée. «Les précédents présidents américains se sont demandé comment ils allaient gérer l'ordre mondial, lui s'est demandé comment il allait le casser.»

Le droit est une contrainte inutile et inacceptable sur la puissance, un «obs-



«Donald Trump veut se goinfrer. Les alliés sont une obligation, et il ne veut pas d'obligation»

PASCAL BONIFACE, DIRECTEUR DE L'INSTITUT DES RELATIONS INTERNATIONALES ET STRATÉGIQUES

tacle à sa souveraineté» pour celui qui veut imposer, que ce soit dans le domaine des tarifs ou autre chantage. L'aide internationale, l'OTAN, l'ONU, inutile, tout y passe. L'ordre mondial est obsolète. Pourquoi? «Trump a la conviction que les Etats-Unis sont en train de

perdre leur influence, il se dit que c'est le moment ou jamais de restaurer leur hyperpuissance pour restaurer l'hégémonie américaine qu'il estime mise en danger par la montée en puissance de la Chine et du Sud global.»

Ne pas verser de sang américain

Et cela doit se passer sans verser de sang américain. L'ancienne ministre et eurodéputée Nathalie Loiseau était porte-parole de l'ambassade de France aux Etats-Unis en 2003, pendant la guerre en Irak. Les soldats revenus au pays dans des sacs ou des cercueils: le traumatisme irakien est profond, dit-elle, aujourd'hui encore. Ainsi le bombardement récent des sites nucléaires en Iran n'était pas une entrée en guerre de l'Amérique. L'hégémonie doit se réaligner autrement. Pour le géopolitologue Frédéric Encel, il s'agit de «donner une claque sans que le sang ne coule». Qui rappelle: Donald Trump n'est pas isolationniste, mais bien unilatéraliste.

Les tactiques du républicain sont dis-séquées, lui, le président «mafioso» qui joue le rôle de l'homme fou en pensant renforcer les Etats-Unis. Lui qui ne lit pas, utilise beaucoup de verbes d'action, très peu d'adjectifs et prône la révolution du «bon sens», comme tant de

populistes, rappelle l'historien et journaliste Thomas Snégaroff. Lui enfin, l'homme d'affaires, le promoteur immobilier, qui multiplie les conflits d'intérêts sans aucune vergogne, dont le nord de la boussole est le mercantilisme absolu. Son idéologie? Il veut le pouvoir et l'argent, commente Pascal Boniface. «Il veut se goinfrer. Les alliés sont une obligation, et il ne veut pas d'obligation.» D'ailleurs, «c'est quoi ces Européens qui mettent du temps à réfléchir et à décider? C'est l'instinct qui compte», lance Thomas Snégaroff. C'est pour cela que Donald Trump n'est pas un grand allié des démocraties. Pour lui, la démocratie, c'est le ver dans le fruit, une forme de faiblesse, de temps long, de refus du bon sens et de l'instinct. «C'est en cela qu'il est très dangereux pour l'ordre mondial, car l'ordre mondial qu'il nous propose est antidémocratique», affirme l'historien.

L'Europe doit sortir du déni de réalité

La suite? L'Europe doit sortir de sa léthargie, du déni de réalité. Le changement est marquant et le retour en arrière n'aura pas lieu. Car Trump correspond à quelque chose qui dépasse Trump, il correspond à une aspiration

profonde, aux Etats-Unis, qu'il a comprise. Il y en a assez des interventions extérieures, assez de payer pour les autres, il faut défendre les Américains, la menace est à la frontière du Mexique et non entre la Russie et l'Ukraine, raconte Pascal Boniface. Même si les démocrates signent leur retour aux prochaines élections présidentielles, l'Amérique du futur ne sera donc «pas une hyperpuissance bienveillante» pour le directeur de l'Institut des relations internationales et stratégiques.

Or, aujourd'hui, les Européens sont plus dociles que les autres alliés. L'eurodéputée Nathalie Loiseau, lors de la table ronde suivante, appuie: l'Europe a les moyens de réagir. Elle doit se réarmer pour défendre la paix. Affirmer et assumer ses forces: le droit, son marché de 440 millions de consommateurs, sa monnaie. Car sinon qui se régate? Les Chinois, les Russes peut-être, dicit Thomas Snégaroff.

A Couthures-sur-Garonne, la démocratie n'est pas abandonnée. L'attention est aussi élevée que la température. Oui, les actions trumpiennes concernent l'Europe. Les observer peut servir à pister les mêmes mécaniques d'intimidation, de défiance et à voter en conséquence. ■

Warum sich Anleger mit dem MSCI World in falscher Sicherheit wiegen

Investitionen Der Aktienindex gilt als sicherer Wert und Inbegriff globaler Diversifikation. Doch die US-Lastigkeit macht ihn nicht zuletzt aufgrund der Politik Donald Trumps zum Klumpenrisiko.



New York Stock Exchange: Wenige US-Techkonzerne prägen den MSCI World Index überproportional. Foto: AFP

Bernhard Kislig

Der MSCI World Index ist für viele Anleger das Synonym für globale Diversifikation und sichere Rendite. Doch der Name trügt: «World» ist hier keineswegs gleich «Welt». Eine genauere Betrachtung enthüllt gravierende Klumpenrisiken und blinde Flecken, die Anleger in Zeiten erhöhter Marktunsicherheit nicht ignorieren sollten. Auf den ersten Blick mag der MSCI World mit seinen über 1300 grossen und mittelgrossen Unternehmen aus 23 Industrieländern überzeugend wirken. Doch eine genauere Betrachtung der Zusammensetzung offenbart eine erhebliche Schieflage und Risiken. Auffälligster Kritikpunkt ist die Dominanz der USA. US-Unternehmen machen knapp 72 Prozent des Index aus, Japan als zweitgrösstes Land nur 5,41 Prozent. Diese Konzentration bedeutet eine grosse Abhängigkeit vom US-Markt.

Techlastig, riskant, lehrreich
Innerhalb der USA verschärft sich das Problem: Wenige Techgiganten wie Apple, Microsoft, Nvidia und Amazon dominieren den Index mit überproportionalem Gewicht. Die zehn grössten Unternehmen des Index – bis auf Taiwan Semiconductor alle aus den USA – vereinen fast 22 Prozent des Gesamtwerts. Dieses «Klumpenrisiko» hat weitreichende Folgen für den MSCI World, wenn diese Werte fallen. Diese Konzentration basiert auf der Marktkapitalisierungsgewichtung: Je grösser ein Unternehmen, desto mehr Gewicht erhält es. Das führt zu einer grossen Wette auf teure Wachstumsaktien, insbesondere im Techsektor, auf den knapp 30 Pro-

China, Indien, Brasilien oder Indonesien sind nicht im MSCI World – trotz grossem Beitrag zum globalen BIP.

US-Titel dominieren den MSCI World

| Länderanteile im MSCI World Index (gerundet) | | |
|--|--|-------|
| USA | | 71,9% |
| Japan | | 5,4% |
| Grossbritannien | | 3,7% |
| Kanada | | 3,2% |
| Frankreich | | 2,8% |
| andere | | 13,1% |

Grafik: ki / Quelle: MSCI, Juni 2025

zent des MSCI World entfallen. Die Geschichte illustriert das damit verbundene Risiko: 1987 dominierte Japan den MSCI World mit über 40 Prozent. Der anschliessende Absturz des japanischen Markts Ende 1989 führte bei Anlegern zu bedeutenden Verlusten. Der MSCI World investiert nur in Industrieländer, was einen erheblichen Teil der Weltwirtschaft ausschliesst. Dynamisch wachsende Schwellenländer wie China, Indien, Brasilien oder Indonesien, die massgeblich zum globalen BIP und Wachstum beitragen, fehlen. Mit dem Ausschluss dieser Länder verzichtet der MSCI World nicht nur auf Wachstumstreiber, sondern auch auf Diversifikationsvorteile. Zwar sind Schwellenländer volatiler, können aber aufgrund unterschiedlicher Wirtschaftszyklen wachsen, wenn Industrieländer kriseln. **Kleine Firmen fehlen** Schliesslich ignoriert der MSCI World Small-Cap-Unternehmen. Diese kleineren Firmen, die rund 14 Prozent der weltweiten Marktkapitalisierung ausmachen, bieten manchmal ein höheres Wachstumspotenzial. Dies allerdings auch zum Preis vermehrter Kursschwankungen. Steigt der Aktienkurs eines Unternehmens, erhöht sich sein Gewicht im MSCI World Index. Korrigieren hoch bewertete Unternehmen oder Sektoren nach unten, führt der hohe Anteil zu höheren Verlusten. Wie Charles P. Kindleberger in «Manias, Panics, and Crashes» beschrieb, brechen bei starken Korrekturen oft nicht nur Aktienkurse, sondern auch Währungen ein. Anleger verlieren dann doppelt. Hohe US-Schulden, sinkender Dollarkurs und die Politik

von Donald Trump verunsichern Anlegerinnen und Anleger. Wer den hohen US-Anteil reduzieren möchte, könnte den MSCI World durch ein Portfolio ersetzen, das Länder nach ihrem Bruttoinlandprodukt (BIP) gewichtet. Der US-Anteil am globalen BIP beträgt real nur 15 oder nominal 27 Prozent – deutlich weniger als die 72 Prozent im MSCI World. Nachteil einer konsequenten BIP-Gewichtung: Märkte und Unternehmen mit höheren Risiken erhalten hohes Gewicht. Dazu gehören Schwellenländer mit erschwertem Marktzugang oder mangelhafter Governance (z. B. Rechtsunsicherheit, Korruption), so Thomas Urs Fischer, Leiter Anlagestrategie bei der Berner Kantonalbank. Um Nachteile zu reduzieren, empfiehlt Fischer, Limiten zu setzen. Anleger können Risiken mindern, indem sie bei Ländern mit schlechter Governance eine tiefere Obergrenze festlegen. Die individuelle Portfoliogewichtung und die Limiten hängen von Fachwissen, Risikobereitschaft und Risikofähigkeit ab. Es sind verschiedene Lösungen möglich. Folgendes Beispiel zeigt, wie Anleger mit kostengünstigen ETF ein Portfolio mit tieferem US-Anteil zusammenstellen können: — **50 Prozent Schweiz:** Der starke Franken, die robuste Wirtschaft und die Stabilität sprechen für einen hohen Schweiz-Anteil. Mit einem ETF auf dem Swiss Performance Index erhält man eine breitere Abdeckung als mit dem SMI. Mit einer Total Expense Ratio (TER) von 0,15 Prozent käme dafür zum Beispiel folgender ETF infrage: UBS SPI(R) ESG, Isin: CH0 590 186 661. — **25 Prozent USA:** Da die USA weiterhin ein bedeutender Markt sind, ist es trotz Dollarschwä-

che sinnvoll, hier weiterhin einen bedeutenden Anteil zu halten. Dies etwa mit einem ETF, der die bedeutendsten US-Unternehmen abbildet. Ein mögliches Produkt: iShares MSCI USA ESG, Isin: IE00BHZPJ908, TER: 0,07 Prozent. — **10 Prozent Europa:** Neben der Schweiz und den USA darf Europa nicht fehlen. Der folgende Euro-ETF enthält sowohl grosse wie mittelgrosse europäische Unternehmen: Xtrackers MSCI Europe ESG, Isin: IE00BFMNHK08, TER: 0,2 Prozent. — **5 Prozent Japan:** Mit einigen bedeutenden Technologiefirmen ist auch Japan ein bedeutender Markt. Der folgende ETF bildet 56 japanische Titel ab: UBS MSCI Japan, Isin: LU1230 563 022, TER: 0,19 Prozent. — **5 Prozent Emerging Markets:** Schwellenländer bieten Wachstumschancen. Der folgende Dollar-ETF umfasst grosse und mittelgrosse Unternehmen aus rund zwei Dutzend Schwellenländern: iShares MSCI EM ESG, Isin: IE00BHZPJ239, TER: 0,18 Prozent. — **5 Prozent Small Caps:** In den grossen Ländern und Regionen haben grosse Unternehmen aufgrund ihrer Marktkapitalisierung oft ein grosses Gewicht. Als Diversifikation dazu kann ein ETF mit kleineren Unternehmen interessant sein. Das folgende Produkt umfasst weltweit mehr als 700 Titel, darunter auch viele US-Firmen: UBS MSCI World Small Cap Socially Responsible, Isin: IE00BKSCBX74, TER: 0,23 Prozent. Tiefe Gebühren und Nachhaltigkeit waren die Kriterien, die bei der Wahl der ETF im Vordergrund standen. Es gibt vergleichbare Produkte, die keine Nachhaltigkeitskriterien berücksichtigen.

Überschüsse sollen an die Bürger zurückfliessen

Im Kanton Zürich lancieren die Jungfreisinnigen eine neue Steuerinitiative – nach Basler Vorbild, wo sogar die SP zugestimmt hat

ZENO GEISSELER

Die Befürworter von Steuersenkungen haben im Kanton Zürich einen schweren Stand. Erst vor knapp zwei Monaten haben die Stimmberechtigten Nein gesagt zu einer Reduktion der Unternehmenssteuern. Dabei verlangt Zürich schweizweit die höchsten Tarife.

Nun nehmen die Zürcher Jungfreisinnigen einen weiteren Anlauf. Sie sammeln ab sofort Unterschriften für eine neue Volksinitiative. Diese ist aber nicht als Reaktion auf das Nein vom 18. Mai zu verstehen, sondern ein Vorhaben, das schon viel länger in der Pipeline war.

Der Hintergrund ist, dass die Kantone in den letzten Jahren viel bessere Abschlüsse als budgetiert präsentiert haben. Der Kanton Zürich etwa hatte für das Corona-Jahr 2021 ein riesiges Defizit von über 900 Millionen Franken veranschlagt. Tatsächlich schloss er die Rechnung mit einem Überschuss von gut 750 Millionen Franken ab – eine Differenz von über anderthalb Milliarden Franken. Im Jahr darauf war es ganz ähnlich: Eine halbe Milliarde Minus angesagt, am Ende eine halbe Milliarde Plus verbucht. Eine Abweichung von einer Milliarde also.

Dass es dem Kanton viel besser lief als befürchtet, war damals kein Nachteil. Ausserdem war es besonders schwierig, abzuschätzen, was finanziell auf den Kanton zukommen würde. Doch das Muster findet sich auch ausserhalb der Covid-Jahre, und auch in anderen Kantonen. Immer wieder schliessen die Rechnungen viel besser ab als erwartet, und das sorgt querbeet für Kritik. Linke finden, die Regierung habe systematisch zu konservativ budgetiert und damit den Bürgern Leistungen vorenthalten. Bürgerliche betonen, der Staat habe den Steuerzahlern mehr Geld abgenommen als nötig.

Auch bei roten Zahlen

Die Zürcher Jungfreisinnigen fordern nun, dass unerwartete Überschüsse künftig an die Steuerzahler rückerstattet werden. Sowohl Privatpersonen wie Unternehmen sollen davon profitieren. Wenn der Kanton zum Beispiel ein Plus von 100 Millionen Franken budgetiert hat und er tatsächlich einen Überschuss von 400 Millionen Franken erzielt, dann soll er 300 Millionen Franken auszahlen. Dazu soll der Steuerfuss gesenkt werden.



Die Einwohnerinnen und Einwohner des Kantons Zürich könnten in den Genuss von Steuerrückzahlungen kommen, wenn der Vorstoss der Jungfreisinnigen erfolgreich ist.

ANNICK RAMP / NZZ

Die Regel soll sogar dann zur Anwendung kommen, wenn der Kanton rote Zahlen schreibt. Auch wenn er ein Defizit von einer Milliarde Franken budgetiert hat und am Schluss «nur» ein Minus von 500 Millionen Franken erzielt, soll die Differenz ausgeschüttet werden.

Ein einschränkender Faktor ist die Verschuldung. Ist der Kanton hoch verschuldet, sollten unerwartete Überschüsse nicht oder nur zum Teil rückerstattet werden. Nach dem Vorschlag der Jungfreisinnigen würde der Kanton Zürich aufgrund seiner Nettoverschuldung momentan knapp die Hälfte eines nicht budgetierten Überschusses rückvergüten. Im obigen Beispiel würden also nicht 300 Millionen Franken ausgeschüttet, sondern nur 150.

In der Initiative nicht vorgesehen ist ein Automatismus in die Gegenrichtung: Fällt der Jahresabschluss schlechter aus als budgetiert, gibt es also keine Nachschusspflicht. Stattdessen müssten dann wie heute Regierung und Parlament entscheiden, wie zu reagieren ist. Keine Fol-

gen hat die Initiative für die Gemeindefinanzen. Die Vorlage tangiert nur das kantonale Budget.

In Basel gäbe es 2500 Franken

Die Idee mit der Rückvergütung ist keine Erfindung der Zürcher Jungfreisinnigen. Zürich ist auch nicht der erste Kanton, in dem sie zum Thema wird. In Basel-Stadt hat das Parlament eine ähnliche Vorlage bereits überwiesen. Basel ist deswegen spannend, weil nicht nur die üblichen Verdächtigen, also die Bürgerlichen, das Vorhaben im Parlament unterstützt haben, sondern sogar die Sozialdemokraten, wenn auch zähneknirschend. Die Basler SP-Finanzdirektorin Tanja Soland sagte in der Debatte, sie finde die Idee spannend.

Dabei geht es um ansehnliche Beträge. Die Basler Regierung hat ausgerechnet, dass in den letzten Jahren pro Kopf im Durchschnitt rund 2500 Franken ausgeschüttet worden wären, wenn es die Regelung schon gegeben

hätte. Die Basler Regierung ist nun daran, einen Vorschlag auszuarbeiten, wie ein solches Modell im Detail umgesetzt werden soll.

Die Zürcher Jungfreisinnigen haben sich vom Basler Vorschlag inspirieren lassen. Würde ein Betrag von 425 Millionen Franken rückerstattet, könnte ein Zürcher Ehepaar mit einem steuerbaren Einkommen von 200 000 Franken und einem Vermögen von 200 000 Franken mit rund 1600 Franken rechnen. Dies geht aus einem Rechenbeispiel der Jungfreisinnigen hervor. Das ist vergleichsweise viel Geld, allerdings gilt es zu berücksichtigen, dass das gleiche Ehepaar mit Wohnsitz in der Stadt Zürich in einem gewöhnlichen Jahr rund 42 000 Franken an Gemeinde-, Kantons- und Bundessteuern abliefern.

Immer wieder gescheitert

Der liberale Think-Tank Avenir Suisse hat sich intensiv mit solchen Rückvergütungen beschäftigt. Aus sei-

ner Sicht wäre es grundsätzlich vorzuziehen, wenn ein Kanton die Steuern regulär senken würde. Aber die Hürden dafür seien oft hoch und die Prozesse langwierig, schreibt die Organisation in einem Bericht. Von ersten Diskussionen bis zur tatsächlichen Senkung könnten Jahre vergehen. Eine Rückvergütung von Überschüssen hingegen sei rasch umsetzbar und deshalb die zweitbeste Lösung. Avenir Suisse betont, dass ein Kanton auch mit dem neuen System weiterhin Überschüsse budgetieren – und behalten – kann. Denn rückerstattet werde nur der Mehrertrag, der nicht beabsichtigt gewesen sei.

Es ist davon auszugehen, dass es den Jungfreisinnigen mühelos gelingen wird, die benötigten 6000 Unterschriften für ihre Initiative zu sammeln. Denn sie werden ausser von ihrer Mutterpartei auch von der GLP und von der Jungen SVP unterstützt. Die SVP als grösste bürgerliche Kraft im Kanton Zürich dürfte die Forderung auch mittragen, sie ist in dieser frühen Phase aber noch nicht offiziell angefragt worden.

Auf einem anderen Papier steht, ob die Initiative an der Urne durchkommen wird. Die Zürcher Jungfreisinnigen sind in früheren Jahren mehrmals mit Steuerinitiativen gescheitert. Darunter war 2020 die Mittelstandsinitiative, mit der die Steuerbelastung gesenkt werden sollte. Die Jungfreisinnigen argumentierten schon damals, dass der Staat zu hohe Überschüsse erziele und dieses Geld zurückgegeben werden müsse. Doch die Vorlage fiel durch. Sie kam auf nicht einmal 30 Prozent Ja-Stimmen.

Elias Pernet ist Co-Präsident der Steuerrabattinitiative. Er sagt: «Die Zusammenarbeit und Zustimmung der GLP zeigt, dass wir auch Mitte-Links überzeugen können. Ausserdem ist unser Vorhaben risikoarm, weil wir nur die strukturellen Überschüsse rückvergüten. Der Staat muss deswegen keine Leistungen abbauen.» Pernet verweist zudem auf den Erfolg im eher linken Basel.

Claudio Zihlmann ist der Fraktionspräsident der FDP im Zürcher Kantonsrat. «Wir sind überzeugt, mit der Initiative eine grosse parteiübergreifende Unterstützung zu erhalten», sagt er. Zu viel bezahlte Steuern gehörten zurück an die Steuerzahler. «Das leuchtet jedem ein», sagt er. Die Jungfreisinnigen haben nun bis Anfang Januar 2026 Zeit, um ihre Unterschriften zu sammeln.

Schlechte Noten für Parmelin

Der Wohnungsplan des Wirtschaftsministers sorgt ein Jahr nach dem Start für Frustration – es wurde kaum etwas realisiert

ANDRI ROSTETTER

Wirtschaftsminister Guy Parmelin fällt mit seinem Plan zur Linderung der Wohnungsknappheit durch – den einen geht er zu weit, den anderen zu wenig weit. Der Plan ist das Resultat eines runden Tisches, zu dem Parmelin vor rund zwei Jahren 26 Vertreter von Kantonen, Städten und Gemeinden, Immobilien- und Baubranche sowie diversen Verbänden eingeladen hatte. Vergangene Woche hat das Bundesamt für Wohnungswesen (BWO) nun eine Zwischenbilanz präsentiert.

Von den 35 beschlossenen Massnahmen des «Aktionsplans Wohnungsknappheit» wurde rund die Hälfte noch nicht einmal in Angriff genommen. Die andere Hälfte soll zumindest «in Arbeit» sein. Die einzige Massnahme, die bisher umgesetzt worden ist, sind neue Darlehensbedingungen für den sogenannten Fonds de Roulement, über den der Bund den gemeinnützigen Wohnungsbau unterstützt.

Der Hintergrund: In der Schweiz wird es für den Mittelstand immer schwieriger, bezahlbaren Wohnraum zu finden. Im Jura, im Emmental, in Teilen des Tessins und des Wallis gibt es gemäss den Zahlen des BWO ein Überangebot an Wohnungen. In urbanen Gebieten und in Tourismusregionen kann die Wohnungssuche dagegen zu einer fast unlösbaren Aufgabe werden.

Insbesondere Geringverdiener und Familien des unteren Mittelstands finden in Genf, Zürich, Zug und Luzern kaum mehr eine Wohnung. Auch im Berner Oberland, im Engadin und in der Region rund um Chur sind die Wohnungen gemäss den Zahlen des BWO zu teuer für Angehörige der tieferen Einkommensklassen.

Umfangreiche Mängelliste

Parmelins Vorhaben startete unter denkbar schlechten Vorzeichen. Aus Sicht der Linken war der Aktionsplan ein Diktat der «Immobilien-Lobby», Vertreter der Immobilienbranche dagegen sahen in den Massnahmen unaugliche Eingriffe in den Markt.

Die Unzufriedenheit ein Jahr nach dem Start ist allseits denn auch gross.



Geringverdiener und Familien des unteren Mittelstands finden heute kaum mehr eine Wohnung in den Städten. In den 1960er Jahren versuchte man der Wohnungsnot mit Projekten wie der Cité du Lignon in Vernier bei Genf beizukommen.

MARTIAL TREZZINI / KEYSTONE

Es fehlt offensichtlich an verbindlichen Vorgaben, Zielen, Zeitplänen und Ressourcen, Zuständigkeiten sind nicht geklärt, die Koordination ist schwierig. So sind etwa beim Punkt «Innenentwicklung der Agglomerationen» vier verschiedene Bundesämter, drei Kantonskonferenzen, der Städte- und der Gemeindeverband involviert.

Aus Sicht des BWO zeigten auch nicht alle Beteiligten das gleiche Interesse an der Sache. «Namentlich von Bundeseite wird festgestellt, dass es für die Lösung der bestehenden Herausforderungen die Zusammenarbeit aller Beteiligten brauche und dass namentlich die Kantone eine wichtige Rolle zu spielen hätten», schreibt das BWO. Tatsächlich fällt ein grosser Teil der noch nicht

begonnenen Aufgaben in die (Teil-)Verantwortung der Kantone.

Neuer Anlauf für Formular

Auch zeigt sich, dass noch immer keine Einigkeit darüber herrscht, wie die Ziele tatsächlich erreicht werden sollen. So fordern einzelne Akteure erneut Massnahmen, die vor einem Jahr abgelehnt oder zurückgestellt wurden. So wollen etwa der Städteverband und der Mieterverband das Vorkaufsrecht für Gemeinden wieder in den Katalog aufnehmen. Die Idee dahinter: Gemeinden sollen Liegenschaften und Grundstücke kaufen können und diese dann dem gemeinnützigen Wohnungsbau zuführen. Die Forderung geistert seit Jahren durch die

Politik. Bereits 2013 hatte der Bundesrat dazu einen Expertenbericht in Auftrag gegeben und das Projekt anschliessend fallengelassen.

Ein Streitpunkt bleibt schliesslich ein linkes Wunschinstrument: die Formularpflicht, also die Pflicht für Vermieter, bei einem Mieterwechsel den Mietzins des Vormieters bekanntzugeben. Erst 2024 hat das Parlament eine schweizweite Formularpflicht abgelehnt. Beim runden Tisch wurde diese Forderung wieder eingebracht, fiel am Ende aber abermals aus dem Massnahmenkatalog. Jetzt fordert der Mieterverband erneut die Einführung des Instruments.

Die Bau- und Immobilienbranche, die dem runden Tisch von Anfang an kritisch bis ablehnend gegenüberstand,

plädiert dagegen für deutlich mehr Zurückhaltung. Der Ingenieur- und Architektenverband SIA seinerseits ruft dazu auf, die festgelegten Massnahmen zuerst umzusetzen, bevor neue definiert würden.

Bei anderen Verbänden ist die Frustration unterdessen so gross, dass sie den Plan nicht einmal mehr kritisiert haben. Aus Sicht des Hauseigentümerverbands ist der Wohnungsbau schlicht nicht Aufgabe des Bundes, wie der Präsident Gregor Rutz auf Anfrage sagt. Es brauche keine neuen Massnahmen, sondern einen Abbau von gesetzlichen Hürden für die Immobilien- und Baubranche.

«Angemessene» Rendite nötig

Das BWO scheint die Probleme zumindest teilweise erkannt zu haben. Der Aktionsplan werde zwar «als gut gemeint und als Impulsgeber gewürdigt, aber insgesamt eher mittelmässig bewertet», schreibt das Amt. Es ergebe aber keinen Sinn, die Ausrichtung des

Es fehlt offensichtlich an verbindlichen Vorgaben, Zielen, Zeitplänen und Ressourcen, auch sind Zuständigkeiten nicht geklärt.

Aktionsplans grundlegend zu überarbeiten. Im kommenden Jahr will Parmelins Departement einen weiteren runden Tisch durchführen.

Überlagert werden dürfte die Debatte schon bald von der «Mietpreis-Initiative», die der Mieterverband Anfang Juni lanciert hat. Sie will die sogenannte Kostenmiete in der Bundesverfassung verankern: Mieten sollen sich demnach an den tatsächlichen Kosten für Bau, Unterhalt und Verwaltung einer Immobilie orientieren, zuzüglich einer «angemessenen» Rendite.

Le paquet d'accords avec l'UE soutenu par l'économie

Berne Le dossier prévoit la modification de 32 lois suisses, dont 12 massivement.

EconomieSuisse et l'Union patronale suisse soutiennent le paquet d'accords négocié avec l'Union européenne (UE). Elles veulent une mise en œuvre tenant compte des besoins des entreprises. Une des mesures pour protéger le marché du travail est rejetée. L'économie et les patrons estiment que les accords pourront stabiliser la voie bilatérale. Leur mise en œuvre doit permettre un accès optimal au marché de l'UE et des conditions-cadres compétitives pour la place économique suisse.

La flexibilité du marché du travail doit aussi être préservée. Les

mesures convenues entre les partenaires sociaux sont soutenues à l'exception de celle destinée à protéger les représentants des travailleurs contre les licenciements.

L'économie soutient enfin la clause de sauvegarde en matière d'immigration. Celle-ci doit être appliquée de manière stricte et ses modalités examinées en profondeur. Les accords Suisse-UE sont actuellement en phase de consultation jusqu'au 31 octobre. Il est prévu de modifier 32 lois suisses, dont 12 de manière importante. Le parlement doit s'emparer du dossier en 2026. (ATS)

La Chine, hyperpuissance de la transition écologique



Une montagne couverte de plus de 60 000 panneaux photovoltaïques à Jinhua, dans la province du Zhejiang (Chine), le 11 avril. COST FOTO/BESTIMAGE

Jordan Pouille et Harold Thibault

Panneaux solaires, éolien, batteries... En quinze ans, le pays s'est hissé, à coups de plans quinquennaux, au sommet mondial de cette industrie

PÉKIN - *correspondants*

Des étendues désertiques du Gansu au nord aux monts du Yunnan au sud, en passant par les collines creusées d'anciennes mines de charbon du Shanxi et les marais salants du golfe de Bohai, la Chine se couvre de panneaux solaires à un rythme qui défie l'imagination. Les installations photovoltaïques font partie du paysage, de même que les éoliennes. Le pays, pourtant encore de loin premier émetteur de gaz à effet de serre au monde, occupe une place à part du fait de son effort en matière de transition énergétique.

Environ 55 % des panneaux installés dans le monde en 2024 ont été posés en Chine et, rien qu'en cinq mois, entre janvier et mai, 198 gigawatts (GW) de panneaux solaires ont été déployés sur le territoire chinois – un peu moins que la puissance installée cumulée aux Etats-Unis (239 GW). La Chine a ainsi franchi les 1 000 GW de panneaux solaires installés – elle peine à tenir le rythme de leur branchement au réseau – quand l'Union européenne était à 338 GW à la fin de l'année 2024.

« *La Chine a bâti le système d'énergies renouvelables le plus étendu (...) et la chaîne industrielle dans les nouvelles énergies la plus complète* », lançait le président, Xi Jinping, le 23 avril dans un message adressé à un sommet virtuel sur le climat organisé par le Brésil. En un cercle qu'il juge vertueux, l'Etat-parti entend faire de la Chine le premier pays à concilier transition énergétique et croissance économique soutenue.

Concurrence féroce

La Chine part de loin. Au début des années 2010, le charbon est encore roi, le parc de voitures à essence est en pleine expansion et l'air à Pékin est irrespirable. Les autorités estiment à cette époque à 1,2 million le nombre de morts causées chaque année par la pollution de l'air, devenue un problème politique majeur. En 2015, un documentaire d'une ancienne journaliste de la télévision d'Etat, Chai Jing, qui pense que cet « airpocalypse » est la cause d'une tumeur chez sa fille avant même sa naissance, émeut nombre de familles.

La protection de l'environnement devient une composante majeure des « plans quinquennaux » qui organisent les ambitions du gouvernement. A partir du douzième plan (2011-2015), la Chine désulfure massivement les centrales à charbon, responsables en grande partie des pluies acides et des particules fines et explore le déploiement de lignes à ultra-haute tension pour acheminer l'électricité verte des régions arides et ensoleillées de l'Ouest comme le Qinghai et le Xinjiang vers les centres industriels des régions côtières.

Invitées par Pékin à investir massivement dans les industries de la transition énergétique, les provinces rurales y voient l'occasion d'amorcer enfin un rattrapage économique. Un groupe de la région alors encore peu dynamique de l'Anhui, Sungrow, devient au cours des années 2010 le deuxième plus gros fabricant mondial d'onduleurs (derrière le géant chinois Huawei), indispensables pour convertir l'électricité des panneaux photovoltaïques. Et ce grâce à des contrats majeurs pour des fermes solaires à travers la Chine et un programme d'électrification de villages reculés.

En 2020, les autorités de la même province de l'Anhui font venir un prestigieux constructeur de voitures électriques alors au bord de la faillite, le shanghaien Nio qui, contre un premier chèque équivalent à 800 millions d'euros, installe à Hefei une usine automatisée remplie de robots allemands. Dans l'attente d'une rentabilité, Nio est encore aujourd'hui régulièrement soutenu par des fonds publics locaux.

Li Auto à Changzhou, XPeng à Canton, Leapmotor à Jinhua... Partout en Chine, des constructeurs émergent grâce au soutien de collectivités locales. Tous ne survivront pas. A Yichun, petite ville du Jiangxi, le siège de l'administration locale est dominé par un écran géant sur lequel sont listés tous les investissements dans les « nouveaux » secteurs de l'économie et leur état d'avancement. Là-bas, le constructeur automobile Neta et ses emplois tenaient grâce aux financements des autorités locales, jusqu'à se déclarer en cessation de paiements en juin. Les producteurs de panneaux solaires se plaignent de la difficulté à survivre, les groupes les plus puissants cassant en permanence les prix.

Il y a du trop-plein, mais la Chine estime que c'est par la masse de sa production que les technologies vertes deviennent accessibles à l'échelle planétaire. Ses entreprises, en concurrence féroce entre elles, innovent sans cesse pour réduire les coûts, améliorer les performances et tenter de dégager une marge. Le leader mondial des batteries automobiles, CATL, installé dans la province du Fujian, à Ningde (38 % du marché mondial), et le deuxième, BYD (15 %, premier producteur de voitures électriques de la planète), à Shenzhen (Guangdong), sont dans une guerre à qui saura rendre accessible la batterie rechargeable en cinq minutes.

L'empire du Milieu dispose de 80 % de la capacité de production de panneaux solaires dans le monde, de 60 % pour les éoliennes, il construit la moitié de la soixantaine de réacteurs nucléaires en chantier sur la planète et domine 70 % du marché mondial des batteries pour véhicules électriques. Son savoir-faire dans les batteries automobiles lui permet en retour de prendre l'avantage dans un autre secteur-clé : les armoires de stockage d'énergies de source intermittente, nécessaires pour rendre le solaire et l'éolien viables à grande échelle.

La Chine renforce ainsi sa domination industrielle avec une présence sur toute la chaîne, des investissements dans les matières premières partout dans le monde jusqu'aux produits finis. Le gouvernement, lui, soutient l'ensemble par des subventions et une planification à long terme.

Pour Pékin, cette industrie de la transition énergétique apporte une réponse à la crise du modèle économique précédent. Le secteur immobilier s'est figé et la consommation intérieure n'est jamais repartie au rythme d'avant la pandémie de Covid-19. Les nouvelles technologies de la transition et du numérique ont progressé trois fois plus vite que le reste de l'économie en 2024, générant 1 600 milliards d'euros de produit intérieur brut, l'équivalent de l'économie espagnole.

Champion du charbon

« La force de traction de la transition énergétique n'est plus tant la politique que le marché. Des familles dont les revenus ne sont pas élevés peuvent désormais s'acheter une voiture électrique, tandis que le coût d'un champ de panneaux solaires ou d'éoliennes est devenu plus faible que celui de centrales au charbon ou au gaz naturel », constate Jiang Kejun, professeur en politiques climatiques à l'université des sciences et technologies de Hongkong. M. Jiang sait de quoi il parle : il a longtemps dirigé un institut rattaché à la très puissante agence de planification étatique.

Li Shuo, devenu directeur du programme sur la Chine et le climat d'Asia Society après avoir travaillé chez Greenpeace, fait un constat proche. *« Cela a commencé par une vision très claire du gouvernement sur la nécessité d'améliorer la situation sur le plan de l'environnement tout en en tirant les avantages économiques. Mais ensuite l'échelle, l'intégration des chaînes d'approvisionnement, l'efficacité industrielle ont engendré une baisse des coûts qui permet à la Chine, devenue hyperpuissance des technologies vertes, d'apporter ses produits et sa technologie au monde », dit-il.*

Malgré cela, la Chine a encore émis 12 milliards de tonnes de CO₂ en 2024, soit 30 % du total de la planète pour seulement 18 % de sa population. Alors que le pays a longtemps insisté dans les négociations climatiques sur la responsabilité des Occidentaux, un Chinois émet moins de CO₂ qu'un Américain, mais plus du double d'un

Français. La part du charbon a chuté dans sa consommation énergétique, passant de 70 % en 2010 à 58 % en 2024, mais le pays en brûle toujours 40 % de plus que tout le reste de la planète.

Les observateurs se demandent quand cet effort massif dans les renouvelables se traduira enfin par une baisse de ses émissions. La Chine s'est engagée à atteindre le pic de ses émissions d'ici à 2030 et la neutralité carbone en 2060. Une étude du Centre de recherche sur l'énergie et l'air propre, basé à Helsinki, a constaté en mars que les émissions de la Chine ont baissé de 1 % sur un an.

Les aléas du dynamisme de l'économie ainsi que de l'utilisation des climatiseurs, dont sont très friands les Chinois, du fait des canicules plus fréquentes rendent toute prédiction hasardeuse, alors que les Etats-Unis abandonnent leurs ambitions climatiques, mais la Chine pourrait être très proche dès maintenant de son pic d'émissions. Certes, le pays continue de choquer en construisant de nouvelles centrales au charbon, mais 80 % de la hausse de sa demande en électricité est désormais couverte par les énergies dites « propres », approchant ainsi du basculement si elle continue à installer du renouvelable à un tel rythme.

Les Européens en première ligne

Sa domination de l'économie de la transition n'est pas sans conséquences sur ses relations avec le reste du monde. Pékin considère faire sa part du travail dans des secteurs délaissés par les Occidentaux tels que les batteries et refuse d'entendre que ses subventions puissent être destructrices d'emplois ailleurs, comme l'en accuse l'Union européenne. La Chine se contente de répéter que c'est elle qui rendra la transition possible pour tous. Les Etats-Unis ont fermé la porte : Joe Biden avait imposé 100 % de droits de douane aux voitures électriques chinoises et Donald Trump détricote les politiques climatiques.

Les Européens sont donc en première ligne et peinent à réaliser à quel point il sera difficile, si ce n'est illusoire, d'envisager combler le retard industriel et technologique. A une autre époque, la Chine n'était pas parvenue à rattraper les Allemands et les Japonais dans les moteurs à essence, elle avait dû les forcer à s'adosser à des entreprises locales sur son marché. *« L'Europe est confrontée à ce que subissait la Chine il y a vingt ou trente ans sur les voitures thermiques. Pour promouvoir l'emploi local, il faut demander aux groupes chinois de faire des coentreprises localement, comme la Chine l'a imposé par le passé »*, conseille Jiang Kejun, qui a longtemps travaillé auprès des planificateurs chinois.

Pour lutter contre les îlots de chaleur, les villes romandes végétalisent et débitument comme jamais

LES VILLES RAFRAÎCHIES

THIERRY JACOLET

Canicule ► Les adultes de demain se souviendront de n'avoir jamais vécu d'étés aussi «froids» qu'aujourd'hui. La hausse de la fréquence et de l'intensité des vagues de chaleur va faire grimper le mercure d'année en année (lire ci-dessous). Les collectivités n'ont pas attendu que les centres urbains du pays deviennent irrespirables pour agir.

«La plupart des villes de moyenne et grande importance se sont emparées de ces problématiques», apprécie Marc Vonlanthen, professeur associé HES qui travaille sur les îlots de chaleur urbains. «Elles ont mis en place leur plan d'action pour favoriser la végétalisation, la désimperméabilisation des sols ou la protection des personnes vulnérables.» Sonia Seneviratne, climatologue à l'EPFZ, salue aussi l'effort: «Un certain nombre de mesures ont été prises grâce auxquelles la population est maintenant plus prête qu'à l'époque de la canicule extrême de 2003.»

La revanche de la forêt

La ville a longtemps écrasé la forêt jusqu'à isoler ce qu'il en reste dans les parcs et les jardins privés. La nature reprend peu à peu ses droits dans l'espace public et réapprend à la ville à respirer. L'ère de la climatisation ne fait que commencer. Mais naturelle de préférence. «Végétaliser de manière dense est la solution la plus efficace pour lutter contre les vagues de chaleur et les îlots de chaleur», affirme Marc Vonlanthen. «Elle produit de l'ombre et crée des sols perméables aux pieds des arbres, ce qui est idéal pour la circulation de l'eau dans les sols et l'évaporation.» L'arborisation sur des surfaces très minérales comme le béton ou l'asphalte, qui absorbent la chaleur, peut faire baisser la température ambiante jusqu'à 4 à 6 °C par zone ciblée.

Un jour, le concept de jungle urbaine en Suisse romande ne sera plus une vue de l'esprit. De nombreuses villes ont lancé des programmes de verdissement. A commencer par les plans canopée (la couverture végétale formée par la cime des arbres). «La ville de Lausanne ambitionne une couverture de 30% de son territoire par la canopée des arbres en 2040», souligne Natacha Litzistorf, conseillère municipale, directrice du logement, de l'environnement et de l'architecture. «Nous sommes actuellement à 24,3%.» Des objectifs plus élevés que Genève et Sion qui visent également 30%, mais d'ici à 2050. Lausanne a déjà planté 8148 arbres depuis 2021, contre 2900 arbres à Genève pendant la législature 2020-2025.

Planter plus et mieux: tel pourrait être leur mantra. A Genève, cinq microforêts ont été aménagées et la taille des arbres dite «en tête de chat» a été abandonnée. La taille n'est pas un détail: ce changement de pratique permet d'augmenter l'ombrage moyen des arbres concernés de 250% en moyenne. Les



Le Parc des Anciens abattoirs réaménagé en oasis de fraîcheur à Sion. LINDA PHOTOGRAPHY

coupes sévères sont d'ailleurs à bannir, tout comme le culte helvétique du «propre en ordre».

«Il faut laisser de la place à la végétalisation, la laisser grandir de manière anarchique pour qu'elle produise mieux ses effets», encourage Marc Vonlanthen. «A Lyon par exemple, le patrimoine arborisé est beaucoup plus anarchique. On laisse plus de place aux couronnes des arbres, même quand elles touchent les bâtiments. Il ne faut pas faire du béton vert dans nos villes.» Le choix des essences d'arbres est également primordial: elles doivent résister aux fortes températures et permettre d'augmenter la surface foliaire. Le platane commun, l'érable champêtre ou le tilleul argenté remplissent toutes les cases.

Lausanne a même innové avec le préverdissement. «L'éta-



«Il ne faut pas faire du béton vert dans nos villes» Marc Vonlanthen

blissement horticole du Service des parcs et domaine crée des plants d'arbres spécifiques aux besoins de la ville», souligne la conseillère municipale lausannoise. «Le but est de cultiver localement, dans des pépinières-pouponnières, des plantes et des arbres d'essences qui seront adaptées au climat du futur.»

Des villes éponges

L'adaptation aux vagues de chaleur s'articule aussi autour de la gestion du sol et de l'eau de pluie. «Quand des places sont rénovées ou requalifiées, de nombreuses villes font des efforts pour désimperméabiliser le sol», relève Marc Vonlanthen. Le dégrappage de l'enrobé bitumineux au profit de surfaces en terre, dalles ou gravier favorise la circulation de l'eau entre le sol et l'air. «L'eau ainsi retenue

dans le sol rafraîchit de façon naturelle l'environnement par évaporation», explique Natacha Litzistorf, citant en exemple le quartier des Plaines-du-Loup.

Le concept de ville éponge fait son chemin à Genève qui part de loin: deux tiers du territoire de la ville la plus dense du pays sont imperméables. «La désimperméabilisation des sols est une des priorités de la ville», avance Yannick Richter, chargé de l'information du Conseil administratif. «Notre objectif est de retirer 10 000 m² de bitume par an.» Environ 20 000 m² ont été traités lors de la législature 2020-2025. La moitié des places de parking sur le domaine public est condamnée à terme, selon les objectifs de Genève, au profit d'aires arborisées et non minérales.

La ville de Fribourg a aussi des parkings dans le viseur,

comme celui de la Heitera. «D'une manière générale, nous souhaitons réduire les surfaces imperméables en enrobé bitumineux au profit de surfaces perméables et semi-perméables types», précise Elias Moussa, conseiller communal en charge de l'édilité. «Des pavages avec joints en sable, surfaces en gravier stabilisé ou surfaces plantées et végétalisées permettent une meilleure infiltration de l'eau.» Fribourg souhaite aussi mettre en place une rétention d'eau du type fosse de Stockholm. «Cette technique permettrait de rediriger les eaux de surface vers les plantations, le traitement et l'infiltration des eaux in situ», poursuit l'élu.

Un réseau de fraîcheur

Du vert et du bleu plutôt que du gris: ce rafraîchissement fait déjà son effet à Sion. «Les espaces publics récemment réalisés par la ville connaissent un large succès en termes de fréquentation», applaudit Lionel Tudisco, urbaniste de la ville. «L'usage de ces oasis de fraîcheur largement appréciées lors de canicule démontre la justesse des propositions apportées.»

L'aménagement urbain face aux vagues de chaleur va pourtant demander encore de la sueur. Il ne doit pas se résumer à de l'acuponcture. «Il faut concevoir la ville comme un réseau de fraîcheur à l'échelle de la ville et non pas avec des mesures ponctuelles», avertit Marc Vonlanthen. «Il manque dans certaines villes une approche globale à l'échelle du territoire communal. Il importe d'intégrer pleinement cette question des îlots de chaleur à la planification urbaine.» I

LES CITADINS SOUFFRENT PLUS

D'ici à 2060, les nuits tropicales seront deux fois plus fréquentes. La population en ville, surtout les personnes âgées, est celle qui va le plus souffrir de la chaleur, à mesure que les températures grimpent. En 2022, la canicule avait causé plus de 600 décès.

Le plus grand danger lié au changement climatique ne se situe pas à l'ombre des montagnes, ces géantes aux pieds d'argile parfois. Il rôde surtout près des trois quarts de la population du pays qui vivent dans les villes et les agglomérations. La dernière étude de l'Office fédéral de l'environnement (OFEV) «Analyse des risques climatiques en Suisse», publiée en juin dernier, met en garde contre les épisodes caniculaires qui seront encore plus fré-

quents et plus chauds, en particulier chez les citadins. D'ici à 2060, «les températures maximales pourront afficher 5,5 °C de plus qu'aujourd'hui», lit-on. Les nuits tropicales (plus de 20 °C) seront alors deux fois plus fréquentes, surtout en plaine. Il pourrait faire jusqu'à 4,5 °C de plus pendant la saison chaude d'une année moyenne au milieu du siècle.

Climatologue à l'EPFZ, Sonia Seneviratne est bien placée pour faire une piqure de rappel face à cette poussée du mercure. «Il faut être conscient que les températures continuent à augmenter à cause de la combustion des énergies fossiles, pétrole, gaz et charbon, qui continue d'accumuler plus de CO₂ chaque année dans l'atmosphère», insiste-t-elle. «Cette année en juin, nous avons eu pour

la première fois des températures encore plus élevées que lors de la grande canicule de 2003. Comme il y a beaucoup de population en ville, une grande quantité de personnes seront affectées.»

Entre juin et août 2022, 623 personnes sont décédées en raison de la chaleur, soit 3,5% du nombre total de décès au cours de cette période, d'après une étude menée par l'Université de Berne. Autrement dit, deux fois la population du village de Blatten écrasé par la montagne fin mai. Dans près de 90% des cas, ce sont des personnes âgées de plus de 65 ans qui ont succombé. Les nourrissons et les malades chroniques souffrent aussi des effets physiques du stress thermique, qui vont de problèmes cardio-vasculaires à la déshydratation. **TJ**

Qui sont les éternels mécontents de la politique d'aménagement cantonale?

Genève Les grands projets peinent à se concrétiser. Référendums, oppositions ou recours en justice sont devenus courants. Derrière ce mouvement, on retrouve souvent les mêmes personnalités.

Caroline Zumbach

Échec du projet du Pré-du-Stand, refus de la Cité de la musique, combat judiciaire aux Evaux, référendum aux Cherpines. Alors que la densification de Genève progresse, le mouvement réfractaire à cette politique territoriale semble prendre de l'ampleur. Qui se cache derrière cette grogne? Ces personnes sont-elles aussi nombreuses qu'elles semblent l'être?

«À la base, il y avait surtout Pic-Vert, avec des intérêts très axés sur la défense de la propriété individuelle. Se sont greffées là-dessus d'autres associations, qui ont rebondi sur la crise climatique et ont davantage axé leur combat sur une notion d'intérêt général», analyse le député Vert David Martin.

Selon ce membre de la Commission de l'aménagement du Grand Conseil, ces associations surfent sur un mouvement de ras-le-bol qui a suivi le boom des constructions des dernières années (16'160 nouveaux logements depuis 2020) et les modifications du paysage urbain que Genève a vécues, notamment à la suite de la réalisation des gares du Léman Express.

Il souligne que ce boom des constructions venait compenser un énorme déficit de logements dû à de gros retards accumulés durant les décennies précédentes.

Toujours les mêmes

S'il est devenu difficile de se retrouver dans la nébuleuse d'associations existantes, un constat s'impose: ce sont souvent les mêmes entités et personnes que l'on retrouve au front.

Ainsi, en parallèle de Pic-Vert ou de l'association SOS Patri-moine contre l'enlaidissement de Genève de l'historienne de l'art et architecte Leïla el-Wakil, deux autres associations sont à l'œuvre dans une grande majorité des combats citoyens de ces dernières années: Sauvegarde Genève et l'Association pour la sauvegarde de Confignon et environs (ASC).

La première a vu le jour en juillet 2017 en tant qu'entité cantonale pour réunir les associations de quartier ou communales. Depuis sa création, elle a participé à l'échec de plusieurs projets phares du Canton, comme celui du Pré-du-Stand, la densification de Cointrin ou encore la Cité de la musique.

Sauvegarde Genève a également contribué au lancement de référendums ou de pétitions ayant entraîné des retards dans les projets du tram du Grand-Saconnex, du déclassement du quartier de Bourgogne ou dans la réalisation d'un parc de skateboard et de parkour à Montbrillant.

Privilégier la qualité de vie

À ses côtés, lorsqu'il s'agit de projets concernant le nord-ouest du canton, on retrouve souvent l'ASC. L'association a vu le jour en 1971 dans l'idée de se battre pour

enterrer l'autoroute de contournement aux abords de Confignon.

Ces deux entités se retrouvent parmi les acteurs à l'origine des recours en justice contre l'arrivée de l'Académie du Servette aux Evaux. Elles se sont également battues aux côtés d'autres associations contre la construction de la troisième voie autoroutière et font partie du collectif qui vient de faire aboutir le référendum sur le second Plan localisé de quartier (PLQ) des Cherpines.

Force de proposition, elles ont également participé à l'élaboration d'un cahier de doléances «L'Aire, ses rives, sa plaine et son vallon», qui a été adressé au Département du territoire pour l'interpeller sur la situation, à leurs yeux critique, de ce site. Une action qui a mené à une meilleure protection de cette zone.

À leur tête se trouvent deux personnalités dynamiques devenues des figures de l'opposition apolitique genevoise: Jean Hertzschuch et Margareth Robert-Tissot. Leurs points communs? Être retraités, avoir emménagé à Genève dans les années 70-80 (en provenance de Montréal pour le premier, de Grenoble pour la seconde) et être foncièrement convaincus que leur combat pour un aménagement «qualitatif» est préférable à la politique «destructrice» menée par le Canton. Leur but: «Mieux protéger la biodiversité dans chaque quartier et assurer aux habitants une meilleure qualité de vie.»

«Rendre Genève meilleur et plus accueillant»

Tous deux dédient bénévolement la majorité de leur temps à leur engagement associatif et refusent de s'engager dans un parti de peur de perdre leur liberté d'action.

«On peut dire que ces combats occupent entre 75% et 100% de notre temps, mais on aime vraiment ça. En défendant ces causes, nous participons à rendre Genève meilleur et plus accueillant. Et depuis les années qu'on suit certains dossiers, nous avons acquis une réelle expertise. Nous connaissons les dossiers parfois mieux que des députés ou des conseillers municipaux arrivés plus récemment», assurent-ils.

Désormais connus du grand public, ce spécialiste de la communication et cette ancienne employée de commerce sont régulièrement contactés par des citoyens désireux de se battre contre certains projets, à l'image d'Aude Bourdier et de Myriam Spitzli, qui n'ont pas hésité à faire appel à leurs connaissances.

Aide salutaire

La première est à l'origine de la bataille menée entre 2020 et 2023 contre la destruction d'une petite forêt à Cressy, dans le cadre d'un projet de construction d'un immeuble. Un combat qui avait finalement permis de sauver quatorze arbres à l'issue de trois ans de guerre juridique.



Jean Hertzschuch, président de Sauvegarde Genève, et Margareth Robert-Tissot, présidente de l'Association pour la sauvegarde de Confignon et environs (ASC), sont devenus des figures de l'opposition apolitique genevoise.

«Nous connaissons les dossiers parfois mieux que des députés ou des conseillers municipaux arrivés plus récemment.»

Margareth Robert-Tissot et Jean Hertzschuch
Présidente de l'Association pour la sauvegarde de Confignon et environs (ASC) et président de Sauvegarde Genève

«Quand j'ai vu l'autorisation de construire, qui prévoyait de raser complètement la forêt urbaine pour mettre une dalle de béton intégrale, j'ai décidé de me battre. Mais je n'avais pas les connaissances pour le faire seule. J'ai alors appelé l'ASC, qui a informé Sauvegarde Genève. Grâce à l'aide et à l'expertise de Margareth et Jean, on a pu remporter cette bataille. Leur aide a été très précieuse.»

Et c'est de la même façon que la mécanique contestataire s'est mise en branle du côté de la Servette en 2023. «Je trouvais scandaleux qu'on envisage d'abattre le majestueux cèdre du Liban et voulais m'y opposer, mais à part pester partout où c'était possible, je n'avais aucune idée de comment faire. J'ai donc contacté Sauvegarde Genève», glisse Myriam Spitzli, initiatrice de la résistance des habitants du quartier.

Création d'associations

Elle ajoute: «L'aide de Jean a été essentielle dans notre combat. C'est lui qui a suggéré de lancer une pétition, qui a organisé les conférences de presse, proposé d'écrire au maire et mobilisé

d'autres associations.» Même si l'arbre a finalement été abattu, cette citoyenne souligne l'importance de l'existence de ces associations. «On peut les trouver parfois pénibles, mais ces gens qui aboient sont très importants. Qui serait là pour montrer notre mécontentement face à l'État sinon?»

Un des premiers conseils donnés par Sauvegarde Genève à ces citoyens est de créer une association d'habitants. En quelques années, ces entités se sont multipliées, à l'instar de Sauvons nos arbres, Sauvons les arbres des Feuillantines à la place des Nations, Sauvons le parc des Evaux ou encore Cherpines autrement.

Ces associations sont incitées à s'inscrire sur la plateforme Pilier public et à scruter la «Feuille d'avis officielle» (FAO) afin d'être informées de toutes les demandes d'autorisation de construire concernant leur zone d'activité ou leur quartier. «Cela nous permet d'être informés de nombreux projets, relève Jean Hertzschuch. Entre associations, nous pouvons en discuter et croiser les informations que l'État ou les promoteurs donnent aux uns ou aux autres, et qui sont très im-

portantes pour les habitants des quartiers.»

Cotisations et dons

Comment ces associations financent-elles leurs activités? «Nous travaillons tous bénévolement. Nous arrivons à tourner avec les cotisations de nos 350 membres (qui paient chaque année 40 francs minimum) et quand il y a de grosses opérations, nous faisons un appel aux dons», indique la présidente de l'ASC.

Idem du côté de Sauvegarde Genève, où le montant de la cotisation de base s'élève à 30 francs par année. Son président ne souhaite en revanche pas divulguer le nombre d'adhérents.

À ce stade, le dossier le plus onéreux que ces associations ont eu à défendre est celui des Evaux: il leur a déjà coûté plus de 45'000 francs en frais de justice. Ce combat est également celui qui leur a permis de collecter le plus d'argent. «Certains privés font des dons. D'autres s'engagent à financer les frais de justice si on ne récolte pas la somme nécessaire», précise Margareth Robert-Tissot. Si l'existence de ces associations ravit de nom-

«Il est normal et légitime qu'il y ait un mouvement d'opposition, car nous n'avons jamais autant construit, mais il y a à boire et à manger.»

Antonio Hodgers
Conseiller d'État

breux citoyens, elle peut irriter des acteurs du milieu immobilier ou étatique.

«Je trouve qu'en tant que telle, l'action militante tendant à un développement urbanistique qualitatif est parfaitement légitime, pour autant qu'elle s'inscrive dans des démarches constructives durant la phase de consultation, en amont du projet», note Christophe Aumeunier, secrétaire général de la Chambre immobilière genevoise.

Jusqu'au-boutisme

À ses yeux, le gros défaut de Sauvegarde Genève ou de l'ASC est leur jusqu'au-boutisme. «Quand elles obtiennent quelque chose lors des négociations, cela ne leur suffit pas. Elles veulent avoir gain de cause sur 100% de leurs revendications, alors que la démocratie suisse implique des compromis. Il faut aussi voir l'intérêt public dans son ensemble! On l'a constaté pour la Cité de la musique. Il y a eu des négociations en amont. Les associations ont obtenu des concessions, mais ça ne leur a pas suffi.»

Christophe Aumeunier déplore également un manque de représentativité. «Ce sont tou-

jours les mêmes personnes qui prennent la parole. Or, lorsqu'on fait quasi systématiquement opposition à des projets d'importance cantonale, il faut avoir une représentativité importante, sinon on pourrait avoir l'impression que seules quelques personnes sont derrière ces oppositions.»

Opposants professionnels?

Un avis que partage le conseiller d'État Antonio Hodgers: «Il est normal et légitime qu'il y ait un mouvement d'opposition, car nous n'avons jamais autant construit, mais il y a à boire et à manger. Certains se sont pris au jeu d'exister pour exister et deviennent des opposants professionnels. Il est souvent impossible de trouver un accord avec eux, car en réalité ils ne veulent simplement pas que les projets se réalisent. C'est dommage.»

Les deux figures associatives se défendent de vouloir se mettre en avant. «Au contraire, ce sont souvent les gens qui nous demandent de monter au créneau devant les médias, car ils ne souhaitent pas s'afficher!»

Ils contestent également être jusqu'au-boutistes. «La réalité, c'est qu'on ne nous écoute pas vraiment. On vient nous demander notre avis lors de concertations, alors que tout est presque déjà décidé. Si on nous écoutait vraiment, il y aurait moins de recours, de retards et de référendums!» tonne Margareth Robert-Tissot.

Damien Clerc, secrétaire général de la Fondation pour la promotion du logement bon marché et de l'habitat coopératif, ne partage pas totalement cet avis. «Nous écoutons leurs remarques, souvent pertinentes. Par contre, je confirme que tous leurs souhaits ne peuvent pas être pris en compte. En effet, il y a des contraintes et d'autres acteurs, ce qui implique des arbitrages. On ne peut simplement pas satisfaire les attentes de tout le monde.»

Repenser la concertation

Alors que les associations, représentants de l'État et privés se parlent régulièrement dans le cadre du processus de concertation rendu obligatoire en 2015 pour toute élaboration de nouveaux plans localisés de quartier (PLQ), ces rencontres ne semblent donc pas porter les fruits escomptés.

Du reste, le refus récent, par la population genevoise, d'octroyer davantage de prérogatives aux propriétaires directement concernés par des nouveaux PLQ ne semble pas calmer les ardeurs des opposants à la politique d'aménagement menée à Genève.

Sauvegarde Genève et l'ASC assurent qu'elles continueront à s'investir. À cette fin, elles ont tenu aux côtés d'autres associations des assises de la concertation et s'approprient à publier un livre blanc «pour améliorer la concertation entre les acteurs du développement de Genève».

Grande interview

«L’OMC n’est pas morte. Il est clair qu’elle a un avenir»

SIMON MANLEY Représentant permanent du Royaume-Uni auprès des Nations unies depuis quatre ans, le diplomate achève son mandat au bout du Léman. Malgré les fortes secousses, il croit dans le rebond de la Genève internationale, en particulier de l’OMC

PROPOS RECUEILLIS PAR STÉPHANE BUSSARD

Parmi les diplomates de la Genève internationale, c’est une voix familière qu’ils n’entendront plus. Ambassadeur britannique et représentant permanent auprès des Nations unies, Simon Manley achève son mandat de quatre ans au bout du Léman. Il a représenté le Royaume-Uni qui, malgré le Brexit, est resté très actif sur la scène multilatérale genevoise. Avec des enfants dotés également de la nationalité suisse, une épouse qui a fui l’Espagne de Franco pour grandir à Lausanne et s’y former en tant qu’avocate, Simon Manley est visiblement à l’aise en Suisse, qu’il quitte avec un brin de nostalgie.

Vous avez passé quatre ans dans la Cité de Calvin comme représentant permanent auprès des Nations unies. Que reprenez-vous de votre plongée dans la Genève internationale? Je dresse un bilan plutôt positif même si, depuis mon arrivée en 2021, le système multilatéral traverse des défis extraordinaires. Je suis arrivé peu avant l’invasion de l’Ukraine par la Russie, avant le coup d’Etat au Soudan et l’horrible guerre civile qui s’en est suivie et avant l’attaque du Hamas du 7 octobre 2023. Je suis aussi arrivé avant que de nouvelles figures dirigent les agences onusiennes à Genève. C’est une raison pour laquelle je demeure optimiste: ces personnes sont de très grande qualité. Les défis politiques et financiers du multilatéralisme sont évidents, mais nous avons montré, malgré les difficultés, que l’action collective est clairement préférable à l’action individuelle. Le récent accord pandémique conclu à l’Organisation mondiale de la santé en est un exemple manifeste comme l’accord sur la pêche qui avait été conclu à l’Organisation mondiale du commerce. Je suis un grand admirateur de l’écosystème multilatéral genevois.

Avec les coupes dans les effectifs, les délocalisations de postes, le risque toutefois de fragmenter cet écosystème est important. Quelle est la limite à ne pas franchir en termes de démantèlement? Genève a développé au cours de plus d’un siècle toute une série d’organisations qui se renforcent mutuellement par leur proximité. Et l’un des grands atouts de Genève par rapport à New York, c’est la forte présence de la société civile. Sa participation au Conseil des droits de l’homme (CDH)

à travers nombre d’ONG est fondamentale. Je regrette néanmoins que le secteur privé n’ait pas le même accès à l’OMC. Les délocalisations apparaissent inévitables et c’est à la compétence souveraine des organisations de les mener. Mais le danger réside dans le fait que chaque agence prenne des décisions sur une base individuelle qui peuvent se justifier à l’interne, mais dont les effets peuvent être une diminution de la cohérence et de l’efficacité du système.

«Nous ferions mieux d’entendre ce que disent les Américains car ils ont raison sur certains points»

La réforme intitulée «UN80» lancée par le secrétaire général de l’ONU prévoit précisément des délocalisations et suppressions d’unités. Y êtes-vous favorable? Nous la soutenons pleinement car nous, Britanniques, croyons dans les Nations unies. L’ONU fait un très bon travail, mais pourrait être encore meilleure s’il y avait moins de doublons, moins de concurrence entre agences pour le financement et davantage de coopération. Il y a eu plusieurs tentatives de réformes onusiennes. Mais nombre d’entre elles n’ont pas permis de faire à ce qui était nécessaire. C’est pourquoi il est capital que nous réussissions cette fois-ci.

Ici à Genève, nombre de fonctionnaires internationaux estiment que l’initiative UN80 est trop opaque et qu’elle donne plutôt lieu à des batailles entre chefs d’agence pour défendre leur propre organisation sans une vision globale des défis à relever. Il est évident que certaines personnes à Genève sont inquiètes de ce processus. Il est dès lors très bien que Guy Ryder, le chef de la task force UN80, soit venu à Genève pour expliciter le processus. Il fut lui-même Genevois (à la tête de l’OIT). Cette anxiété s’explique par un phénomène connu, la relation entre New York et Genève. Certaines missions, pas la nôtre, n’entretiennent pas une relation très étroite avec New York et les gens ici sont moins infor-

més. Mais je dois aussi dire que certaines coupes prévues ont eu plus d’effets immédiats à Genève qu’à New York. Il y a un léger déséquilibre. Or nous avons besoin d’une approche qui englobe tout le système, et les gens ici, à Vienne et ailleurs, doivent pouvoir s’approprier le processus d’UN80. Mais vu la situation, il ne faut pas non plus d’attendre à des miracles.

Genève ne s’est-elle pas trop reposée sur ses lauriers? Nous nous sommes trop reposés sur les largesses budgétaires des Etats-Unis, en particulier de l’administration de Joe Biden. Nombre d’organisations humanitaires ont vu les besoins augmenter en flèche en raison de la multiplication des conflits et du défi du changement climatique. Comme l’administration Biden était généreuse en la matière, la dépendance au financement états-unien s’est accentuée. L’administration américaine nous avait pourtant averti, ne devenez pas trop dépendants, car en fonction de qui sera élu à la Maison-Blanche en novembre 2024, revenait-elle, la donne pourrait changer en termes de financement. Pour les agences dont le budget était fortement financé par les Etats-Unis, le défi va être énorme. C’est un moment très difficile, mais nous allons le surmonter. C’est particulièrement difficile pour ceux qui perdent leur emploi, mais aussi pour les personnes sur le terrain qui verront leurs rations alimentaires réduites, pour les victimes de violence sexuelle qui n’auront plus le soutien nécessaire. Les coupes opérées ici ont des conséquences réelles. Ce ne sont pas que des bureaucrates qui perdent leur emploi. L’espoir est qu’après cette phase, nous serons plus agiles, plus forts et plus prompts à coopérer.

Vous venez de déménager la mission britannique à deux pas de l’OMC. Est-ce un signe qui montre que vous croyez toujours en l’avenir de l’organisation que certains voient en train d’agoniser? L’OMC a clairement un avenir et n’est absolument pas en mort cérébrale comme tendent à le dire certains. Et d’ailleurs, aucune organisation dirigée par Ngozi Okonjo-Iweala ne court le risque de mourir. La directrice générale de l’OMC est une politicienne et une leader talentueuse, engagée, visionnaire. Nous avons énormément de chance de l’avoir. Mais nous avons du travail à accomplir pour garantir un futur à l’organisation. Il est nécessaire de repositionner l’OMC. Il y a 3 ans,

PROFIL

- 1967**
Naissance à Ealing, à l’ouest de Londres.
.....
- 1988**
Diplômé du Magdalen College, Oxford.
.....
- 1990**
Diplômé de l’Université Yale.
.....
- 1990**
Entre au Foreign Office.
.....
- 1996**
Mariage avec l’avocate Maria Isabel Fernandez Utgès Manley.
.....
- 2013**
Ambassadeur en Espagne et Andorre.
.....
- 2021**
Ambassadeur à Genève auprès de l’ONU et de l’OMC.
.....



nous avons réussi à conclure l’accord sur les subventions à la pêche. Il ne manque les ratifications que de quelques membres pour qu’il entre en vigueur. Ce sera un moment important. Mais nous devons en faire bien davantage. D’autres accords sont sur le point d’aboutir en matière d’investissements dans les pays en développement, sur le commerce électronique afin de libéraliser les règles du commerce électro-

nique mondial. Malheureusement, ils ont été bloqués par l’un ou l’autre Etat membre. Nous devons trouver une manière de dire à ces Etats qu’ils peuvent monter à bord du train ou rester sur le quai. Mais nous voulons aller de l’avant quitte à changer le mode de prise de décision.

L’attitude des Américains à l’OMC vous surprend-elle? Nous ferions mieux



Simon Manley, photographié à la mission britannique de Genève. (18 JUIN 2025/DAVID WAGNIÈRES POUR LE TEMPS)

LE QUESTIONNAIRE DE PROUST

Votre lieu de villégiature préféré en Suisse?

Saint-Saphorin (VD).

La diplomatie aujourd'hui en deux mots?

Collaborative et innovative.

Votre regard sur Jane Austen, dont on célèbre cette année le 250e anniversaire de la naissance.

Regardez ma vidéo sur Instagram sur «Pride and Prejudice», Geneva-style...

Les rockers britanniques vous font-ils encore swinguer, et qui?

Bien sûr. The Clash («London Calling» avant tout).

Montagne ou mer?

Facile: la montagne (suisse et écossaise). Nous adorons le ski.

La figure politique qui vous a inspiré au cours de votre carrière?

Churchill. Evidemment.



Rencontre avec le roi d'Espagne, Felipe VI, à Madrid en 2019. (COLLECTION PRIVÉE)



Octroi par la reine Elisabeth II du titre de compagnon de l'ordre de Saint-Michael-et-Saint-Georges, à Londres en 2009.



Simon Manley en tenue diplomatique, avec son épouse. (COLLECTION PRIVÉE)

disent au sujet de la Chine est très similaire à ce que j'ai dit au sujet de la politique commerciale de la Chine il y a quelques mois ici à l'OMC.

Le moment est crucial. Nous devons le saisir, car l'OMC est une organisation vitale. Quand vous êtes un pays comme le Royaume-Uni, que Napoléon décrivait comme une nation de «boutiquiers», vous dépendez fortement, comme la Suisse, du commerce, de fortes industries d'exportation, qu'il s'agisse de services financiers, bancaires ou de l'industrie de haute précision. La capacité de nos entreprises à exporter dépend des règles de l'OMC. Et malgré les actuelles turbulences, la grande majorité du commerce mondial, y compris les accords de libre-échange, repose sur ces règles.

Qu'en est-il de la Chine, qui a adhéré à l'OMC en 2001? Je vais vous surprendre, mais dans de nombreux domaines, nous travaillons main dans la main avec la Chine pour essayer de faciliter les investissements dans les pays en développement. Elle dit qu'elle veut être un héraut du système multilatéral à l'OMC. Elle peut le montrer avec des solutions positives qui lui sont à portée de main en optant pour un régime de transparence dans le domaine des subventions. Je ne questionne pas leur volonté de maintenir leur statut de pays en développement, mais il faut en être conscient: cela produit des effets. La Chine d'au-

jourd'hui n'est pas celle d'il y a 40 ans. L'accession de la Chine à l'OMC est une success-story. L'accès au commerce mondial a transformé la Chine et extrait des millions de Chinois de la pauvreté. Mais cela crée des responsabilités. Pékin peut travailler avec nous pour assurer le futur de l'OMC.

Certains défenseurs des droits humains craignent que la Chine, qui ne reconnaît pas l'universalité de la Déclaration universelle des droits de l'homme, cherche à réécrire les normes dans ce domaine. Une crainte que vous partagez? C'est un fait. La Chine a une vision différente de la nôtre en matière de droits humains. Il y a clairement des domaines où nous coopérons avec la Chine et d'autres où nous sommes en compétition comme au CDH. Nous continuons d'ailleurs d'y exprimer nos préoccupations sur la situation des droits humains au Xinjiang et au Tibet. Préserver le système de droits humains en place depuis la Seconde Guerre mondiale est pour nous une priorité.

Certaines puissances tendent à vouloir recréer un système de rapports de force qui rappelle le XIXe siècle. Comment dès lors redéfinir le multilatéralisme en intégrant la Chine, mais sans céder sur la question des valeurs sous-tendant l'ordre international? Le Royaume-Uni a des valeurs fortes en matière de démocratie, de droits humains et

d'Etat de droit. Il serait dangereux à mon avis de nous précipiter à remettre l'existant en question. La réponse à donner ne réside pas dans l'abandon des progrès accomplis, notamment en termes d'inclusion et de diversité.

Craignez-vous que la montée des extrêmes droites et du national-populisme se répercute négativement sur le multilatéralisme? La politique intérieure des Etats a, bien sûr, des effets. Mais même sans tenir compte de la montée du populisme, les citoyens britanniques ou suisses veulent s'assurer que leur argent est bien dépensé et voir l'impact que cet investissement. Il est très intéressant à Genève de voir que dans de nombreux cas, on identifie immédiatement les effets d'une négociation dans le monde réel. Quand vous négociez au sujet des règles du commerce électronique à l'OMC, cela permet aux citoyens de bénéficier d'un accès gratuit à des biens et services en ligne. Quand l'OMS conclut un accord sur les pandémies, cela accroît la sécurité sanitaire de chacun. Et quand l'Union internationale des télécommunications traite du spectre ou de la technologie satellitaire, cela profite à des économies comme celles de la Suisse et du Royaume-Uni. Mais nous devons mieux raconter ces histoires qui illustrent bien les effets positifs du multilatéralisme. Sinon, celui-ci peut paraître opaque. ■

«L'un des grands atouts de Genève par rapport à New York, c'est la forte présence de la société civile»

d'entendre ce que disent les Américains car ils ont raison sur certains points, notamment en matière de transparence. Les Etats membres prennent des engagements en adhérant à l'OMC. Or certaines grandes économies ne les tiennent pas quand il est question de transparence des subventions. Sur bien des points, nous sommes sur la même longueur d'onde que les Etats-Unis. Ce qu'ils

L'IA à l'épreuve de l'éthique

INTELLIGENCE ARTIFICIELLE Des représentants des gouvernements du monde entier, de la société civile, des organisations internationales et des entreprises privées se sont réunis pendant quatre jours à Genève pour encourager un développement technologique en faveur du bien commun



Nadine, un robot humanoïde, était l'une des technologies exposées dans les allées de Palexpo. (GENÈVE, 8 JUILLET 2025/VALENTIN FLAURAUD/AFP)

GRÉGOIRE BARBEY

Des robots humanoïdes, des peluches interactives, des drones futuristes, les lunettes connectées de Meta ou encore le Cybertruck de Tesla. Voici quelques-unes des curiosités exposées pendant quatre jours à Palexpo durant le sommet AI for Good organisé par l'Union internationale des télécommunications (UIT) et les Nations unies. Quelque 10 000 participants venus du monde entier ont déambulé dans les allées du centre de congrès genevois pour participer à cet événement qui a pris cette année une envergure inédite.

C'est la première fois qu'AI for Good, créé en 2017, prenait ses quartiers à Palexpo. Le congrès s'est déroulé en même temps que le Sommet mondial sur la société de l'information, permettant ainsi aux délégations venues de toute la planète de prendre part aux discussions sur l'intelligence artificielle (IA) avec des représentants d'entreprises privées, de la société civile et d'organisations internationales.

L'avatar du technosolutionnisme

«Je crois que le plus grand risque auquel nous faisons face n'est pas l'intelligence artificielle qui éliminerait l'espèce humaine. C'est la course à son déploiement partout, sans comprendre suffisamment ce que ça signifie pour les gens et notre planète», a mis en garde mardi Doreen Bodgan-Martin, la secrétaire générale de l'UIT, lors de la cérémonie d'ouverture.

Juste après cette introduction, le vice-président et directeur de la

technologie d'Amazon, Werner Vogels, a souligné l'importance pour les gouvernements du monde entier de rendre leurs données publiques à des fins humanitaires. En cartographiant mieux les zones les plus reculées, il serait bien plus facile d'aider les populations locales, en particulier lors de catastrophes naturelles. «Choisir de ne pas partager ces informations, c'est choisir de ne pas aider», a-t-il asséné sur scène.

La scientifique éthiopienne Abeba Birhane, fondatrice du Laboratoire pour la responsabilité de l'IA à Dublin, s'est exprimée après le dirigeant d'Amazon pour dénoncer le double discours des géants de la tech. Pour elle, le principe d'une intelligence artificielle en faveur du bien commun est le nouvel avatar du technosolution-

nisme. Durant sa présentation, elle a rappelé les côtés sombres de cette technologie, notamment en matière d'extraction de ressources naturelles et de données.

Accusation de censure

Un discours qu'elle a dû édulcorer sur demande de l'UIT, a-t-elle affirmé sur le réseau social Bluesky peu après son intervention. Abeba Birhane a en effet dû retirer certaines diapositives relatives à la manière dont Microsoft et Google mettent leurs infrastructures à la disposition de certains belligérants, citant notamment Israël.

«Le bien commun passe après la sensibilité des sponsors de cet événement», a affirmé au *Temps* Abeba Birhane. Interpellée à ce sujet, l'UIT ne s'exprime pas sur

ce cas particulier, mais indique que «tous les intervenants sont invités à partager leurs points de vue personnels sur le rôle des technologies dans la société».

L'organisation internationale confirme «fournir des lignes directrices invitant les orateurs à privilégier une réflexion approfondie et des dialogues orientés vers des solutions concrètes face à ces enjeux majeurs». Après discussion avec les intervenants en amont de leur présentation, l'UIT «peut formuler des recommandations, fondées sur les valeurs, les objectifs et les principes des Nations unies».

«La question des conflits est souvent mise de côté dans les discussions autour de l'intelligence artificielle», estime pour sa part Philippe Stoll, délégué à la diplo-

matie technologique pour le Comité international de la Croix-Rouge (CICR). Et c'est justement pourquoi de tels événements peuvent s'avérer utiles, selon lui. «C'est l'occasion de rencontrer des gens qu'on ne croise pas habituellement, et de les sensibiliser aux enjeux humanitaires de la technologie.»

Un événement vraiment international

Le CICR plaide en effet en faveur de l'interdiction des armes autonomes qui visent les êtres humains. Une position qui nécessite de discuter avec toutes les parties prenantes, des gouvernements aux entreprises en passant par la société civile.

La journaliste indépendante Karen Hao, autrice de l'ouvrage

Empire of AI: Dreams and Nightmares in Sam Altman's OpenAI, se dit quant à elle surprise par la qualité des discussions menées durant l'événement. Invitée à s'exprimer sur son travail, elle en a profité pour assister à d'autres présentations durant la manifestation. «J'ai fréquenté bon nombre d'événements internationaux consacrés à l'intelligence artificielle ces dernières années, et AI for Good est probablement le plus international d'entre eux», lance Karen Hao. La journaliste, basée à Hongkong depuis trois ans, se réjouit de voir qu'un tel lieu existe. «Bon nombre de participants ont peut-être entendu pour la première fois des présentations qui montrent aussi l'envers du décor de ce développement technologique, et c'est vraiment une bonne chose», se réjouit-elle.

L'ambassadeur Thomas Schneider, codirecteur des relations internationales au sein de l'Office fédéral de la communication (OFCOM), considère lui aussi qu'un tel événement est important. «Dans un monde en proie à des divergences fondamentales, c'est essentiel d'avoir des espaces permettant à toutes les voix de s'exprimer et d'être entendues», explique-t-il. C'est d'ailleurs aussi pour cela que le Conseil fédéral souhaite accueillir le Sommet pour l'action sur l'IA à Genève en 2027. «Cet événement a une dimension plus politique, et la Suisse espère contribuer à créer des ponts entre les différentes parties prenantes», précise Thomas Schneider. Ce qui est sûr, c'est que Genève accueillera l'an prochain une nouvelle édition d'AI for Good. ■

START-UP

Une solution africaine primée

Si les robots et autres technologies spectaculaires attirent immédiatement le regard, d'autres solutions, plus discrètes, se sont aussi fait une place lors du sommet AI for Good à Palexpo. C'est le cas de MamaMate, un appareil conçu par la start-up sud-africaine Elevate AI Africa. Il s'agit d'un compagnon qui fournit des informations détaillées sur les soins postnataux et la santé mentale des mères. Selon la cofondatrice et directrice générale de la start-up, Yvonne Baldwin Mushi, de nombreux décès prématurés pourraient être évités moyennant l'accès aux informations appropriées.

«En Afrique, 400 millions de personnes n'ont pas de smartphone», souligne l'entrepreneuse. L'accès à l'information ne va donc pas de soi. Par ailleurs, certaines popula-

tions ne savent pas lire. Autant d'éléments qui ont dû être pris en compte dans la conception de MamaMate. En définitive, l'appareil ne nécessite pas de connexion à internet pour fonctionner. Les utilisatrices peuvent poser des questions par oral et obtenir des réponses par synthèse vocale.

Le défi des langues

Par ailleurs, Elevate AI Africa a introduit le swahili, l'une des langues les plus répandues sur le continent africain, ainsi que le zoulou. Un défi pour la start-up, car les données à disposition pour ces langues sont moins volumineuses que pour l'anglais. «Nous voulons apporter une réponse adaptée aux populations africaines, qui ont des cultures et des valeurs différentes»,

explique Yvonne Baldwin Mushi. Cette dernière rappelle d'ailleurs que le continent africain dénombre quatre centres de données disposant d'une puissance de calcul adaptée à l'intelligence artificielle, et tous sont situés en Afrique du Sud.

La solution conçue par Elevate AI Africa a d'ailleurs remporté le programme d'accélération Innovation Factory du sommet AI for Good. En plus de l'accès à un accompagnement et à une visibilité internationale, la start-up africaine recevra également 20 000 dollars. Une victoire qu'Yvonne Baldwin Mushi dédie à «toutes les mères tenues à l'écart de la transformation numérique, et à toutes les communautés défavorisées qui attendent toujours qu'on s'intéresse à elles». ■ G. BY